

bisherigen Sozialenzykliken der Päpste hinaus.

Sie ist ein eindringlicher Ruf an die Katholiken vor allem auch der Dritten Welt, die sich mit aller Energie für die Verwirklichung der Gerechtigkeit einsetzen: Vergeßt nicht, daß allein die Barmherzigkeit die Gerechtigkeit im Recht tun bewahren kann! Nicht weniger aber ist sie auch ein Ruf an die Katholiken der industrialisierten Länder. Die wenigsten von ihnen haben die Möglichkeit, Forderungen der Gerechtigkeit der Dritten Welt gegenüber zu erfüllen. Aber alle können gegen sie barmherzig sein. So steht denn als geradezu kategorische Forderung und Aussage der Satz: »Die Kirche bekennt und verkündet das Erbarmen Gottes« (Nr. 13).

Nur so, meint der Papst, könne der Mensch seine wahre Menschlichkeit in dieser Zeit retten. »Das wahrhaft christliche Erbarmen ist in gewisser Hinsicht auch die vollkommenste Inkarnation der Gerechtigkeit, insofern auch diese in ihrem Bereich das Gleiche anstrebt. Die von der Gerechtigkeit bewirkte Gleichheit beschränkt sich jedoch auf den Bereich der äußeren, der Sachgüter, während Liebe und Erbarmen die Menschen dazu bringen, einander in dem Wert zu begegnen, den der Mensch selbst in der ihm eigenen Würde darstellt. Auch löscht die von der ›langmütigen‹ und ›gütigen‹ Liebe geschaffene Gleichheit unter den Menschen die Unterschiede keineswegs aus: wer gibt, wird hochherziger, wenn er sich gleichzeitig von dem beschenkt fühlt, der seine Gabe empfängt; umgekehrt leistet der Empfänger, der die Gabe in dem Bewußtsein anzunehmen weiß, daß er mit diesem Annehmen etwas Gutes tut, seinerseits einen Beitrag in dem großen Anliegen der personalen Würde und hilft so, die Menschen in tiefere Verbindung zueinander zu bringen« (Nr. 14). So ist das Erbarmen ein »unerläßliches Element, sollen die Beziehungen der Menschen zueinander vom Geist höchster Achtung des wahrhaft Menschlichen und gegenseitiger Brüderlichkeit geprägt werden« (Nr. 13).

In einer letzten Anstrengung wendet sich der Papst an die Kirche, an die Menschen, in einem letzten Aufgebot des christlichen Glaubens. Nicht in einem lehrhaften Dokument, auch wenn die Enzyklika voll von »Lehren« ist,

sondern indem er in einer Meditation das sichtbare Erbarmen Gottes gegenwärtig setzt: Jesus Christus. Hier zeichnet sich der letzte und überzeugendste Stilwandel in der Enzyklika Johannes Pauls II. ab. Gegen Ende der Enzyklika »Pacem in terris« Johannes' XXIII. heißt es: »Diesen Frieden, den der göttliche Erlöser uns gebracht hat, müssen wir von ihm in eindringlichem Gebet erbitten« (Nr. 171). Viel gewaltiger heißt es in der Enzyklika Johannes Pauls II.: »Die Kirche darf nie, in keinem Augenblick und keinem Abschnitt der Geschichte – insbesondere nicht in einer so kritischen Epoche wie der gegenwärtigen – den Aufschrei zu Gottes Erbarmen vergessen gegen die vielen Formen des Übels, die drohend über der Menschheit lasten« (Nr. 15). Dieser Satz offenbart nicht nur etwas vom slawischen Temperament des Papstes, von der leidvollen Geschichte seines Volkes. Er ist zweifellos auch unmittelbarer Ausdruck einer Erfahrung, die der Papst mit dem Psalmisten, mit der gequälten Kreatur, mit dem, der die Leiden aller verlorenen Söhne auf sich nahm, gemeinsam machte, eine Erfahrung, die nur dem geschenkt wird, der sich meditierend in die Geheimnisse Gottes versenkt und sie anbetet.

Oskar Simmel SJ

LUDWIG VON FICKER ALS HERAUSGEBER. – Anders als der durchschnittliche Intellektuelle, der immer in Gefahr sei, seinen jeweiligen Gesprächspartner, wie Ficker sagte, als Ohr zu mißbrauchen, war dieser selbst ein Hinhörender, welcher erst dann zur Antwort ausholte, wenn der Mensch gegenüber sich eröffnet hatte. Immer hielt dieser Sokratiker des Gesprächs dem anderen die Chance offen, zu sich selbst zu kommen. Ficker war außerstande, ein Sachproblem oder ein Kunstwerk völlig losgelöst vom Schicksal des Sprechers oder des Künstlers zu betrachten.

Dieser zutiefst ethischen Haltung entsprach auch sein eigener Sprach- und Sprechstil. Ficker sprach ein leicht tirolisch eingefärbtes österreichisches Idiom, vermied jede Überdeutlichkeit und war sparsam in den begleitenden Gesten. Seine Darstellung war nie völlig abstrakt, sondern wechselte immer ins Bildhafte über. Weil seine Bilder aus einer Sprache

geboren waren, welche gleichnishaft die Wirklichkeit widerspiegelte, konnte Ficker doppelbödig sprechen. Sein Denken war der Sprache untertan, war ein Denken in und aus der Sprache selber. Wenn Ficker mit unsereinem redete, verzichtete er darauf, den Unterschied zwischen Schriftsprache und gesprochener Sprache zu markieren. Immer handelte es sich um Einkehr in die Wirklichkeit anhand der Sprache, auch wenn in das Gespräch völlig unbetont die für Fickers geschriebene Sprache so bezeichnenden Tópoi wie »Erkenntlichkeit«, »Ergriffenheit«, »Geistesverstörtheit«, »Wahrsinn« u. a. einflossen. Sprache als Vehikel des Geistes und Sprechen als mitmenschliche Begegnung hatten für Ficker immer eine religiöse Relevanz. Von ihm ins Gespräch aufgenommen zu werden bedeutete sehr oft für den Teilnehmer die Entbindung der eigenen Sprachfähigkeit, war eine diskrete Einladung, sich auf einen neuen Erkenntnisweg zu begeben. Obwohl gerade er das Hintergründige vom Vordergründigen, das Wahrhaftige vom Verlogenen, das Sprachechte vom Geschwätzigem immer und überall zu unterscheiden wußte, verzichtete er im Gespräch auf das schlagende, auf das nieder-schlagende Wort.

Erst von diesem Hintergrund her ist Fickers besonderes Verhältnis zu den Autoren vor allem der von ihm von 1910 bis 1954 herausgegebenen Zeitschrift »Der Brenner«¹ zu verstehen. Von allem Anfang an war diese Revue als ein Raum des Gesprächs konzipiert, in dem gerade Gegner wechselseitig einen Beitrag zur Wahrheitsfindung leisten sollten. »Ich habe niemals nach ästhetischen Maßstäben eine Folge zusammengestellt. Aber jedesmal, wenn ich fertig war, stellte es sich heraus, daß sich die Beiträge um ein zentrales Thema gruppieren, das eine Entscheidung forderte«, gesteht rückblickend Ficker noch 1964.

Ausschlaggebend war vor allem in der zweiten Phase – sie begann mit dem »Brenner-Jahrbuch 1915« – die Sprachmächtigkeit der Mitarbeiter, die von dort an durch den Dichter Georg Trakl, durch die Schriftsteller Carl Dal-

lago und Theodor Haecker eine religiöse Dimension gewonnen hatte. Ohne Empfänglichkeit für das Religiöse wird man dieser seit 1915 zweimal durch Weltkriege unterbrochenen, in freier Folge erschienenen Reihe von Heften und »Jahrbüchern« kaum gerecht werden können. 1919 schreibt Ficker in seinem »Vorwort zum Wiederbeginn«: ». . . So ist es denn die Bestimmung des »Brenner« im letzten: Wegbereiter zu sein der Erkenntnis der Kommenden, der Tieferberufenen, Herz und Verstand der Gegenwart zu weiten, und dieser selbst vorläufig im wahrsten Sinne des Wortes heimzuleuchten aus dem ungeheuerlichen Angst-Dickicht, in dem sich der Geist der Zeit verfangen hat und darin er sich vom Auge des Ewigen, das er zu blinden wählte, nun wie von etwas Furchtbarem fixiert fühlt. Dieser Andeutung einer Charakter-Zeitschrift . . . nach Möglichkeit gerecht zu werden, scheint uns eines wohlbedachten Wagnisses der Begeisterung wert . . .«² Ficker möchte den »Brenner« durch Herausstellung des wahrhaft Relevanten immer mehr zu einer »Bekennnisschrift« gestalten und ihm durch Nichtbeachtung des bloß Interessanten das »Zeitschriftengesicht« nehmen.

Fast gleichzeitig mit dem Beginn des eigentlichen »Brenner« – die erste Phase von 1910 bis 1914 war nur ein Vorspiel, wenn auch ein notwendiges, gewesen – hatte Ficker resolut auf eine eigene literarische Produktion verzichtet, erwies sich dafür in der Folge als ein immer hingebungsvollerer Ins-Gespräch-Bringer seiner Autoren. Was Ficker in seiner Abschiedsrede von Carl Dallago einbekannt hat: »Und so beschloß ich denn, obwohl oder gerade weil ich unter dem Druck eines eigenen, aber mir von Kindheit an mehr auferlegten als erwünschten Hanges zur Einsamkeit stand, dem isolierten Anspruch deiner Stimme im Rahmen einer kleinen kämpferischen Zeitschrift auf gut Glück Gehör zu verschaffen«³, dieses Hervor- und Eintreten des »Brenner« einem Autor zuliebe, der Gehör zu verdienen schien, bewahrte er später auch gegenüber den später eingetrete-

1 Sämtliche »Brenner«-Folgen sind 1969 im Verlag Kraus-Thomson, Liechtenstein, als Reprint erschienen.

2 In »Denkzettel und Danksagungen«. München, 1967, S. 38.

3 Ebd. S. 189.

nen Mitarbeitern wie Ferdinand Ebner, Theodor Haecker und Paula Schlier. Ficker suchte nicht willkürlich und geschäftig Mitarbeiter für den »Brenner«, sondern ließ sich von Geisteszugewandten als ein ebenso zarter wie strenger Editeur und Kompositeur finden. Unzählige Lese- und Schreibnächte waren die Konsequenz dieser seiner selbstvergessenen Hingabe. Welche Mühe er es sich z. B. nur kosten ließ, einem schriftstellerischem Naturtalent, wie es Dallago nun einmal war, zu seinem unverwechselbaren Ausdruck zu verhelfen, bekannte er einmal mir gegenüber mit den Worten: »Ich bin ihm förmlich ins Hirn hineingekrochen«. Er war es auch, der, nachdem er sich von der Offenbarungsmacht des Weiblichen überzeugt hatte, der Dichterin Paula Schlier mit fast unerschöpflicher Geduld half, ihre überfließenden, eschatologisch gestimmten Träume und Visionen für den religiös und sprachlich anspruchsvollen Leser nachvollziehbar zu machen. Er hat diese Verantwortung, als ein einzelner diese Zeitschrift herauszubringen, mit dem größten Gewissensernst getragen. Ficker hat, wie er mir einmal gestanden hat, jedes Mal, wenn ein »Brenner« fällig war, darum gebetet, Gott möge ihm die Gnade verleihen, einerseits den jeweiligen Autoren zu ihrer einmaligen Stimme zu verhelfen, andererseits durch das richtige Gesamt der jeweiligen Folge einen Beitrag zur religiös-geistigen Orientierung einer hörwilligen Zeitgenossenschaft zu leisten. Dieser Herausgeber von zeitüberholend Neuem und von unüberholbar Altem beanspruchte aber nie, die Mitarbeiter und Leser des »Brenner« zu führen, sondern wußte sich bei seinem Herausstellen ursprünglicher Begabungen und echter Befruhenheiten selber »von oben« geführt.

Ficker war, darin Karl Kraus verwandt, ein unerbittlicher Grammatiker und Schreibmeister. Viele angehenden Dichter und Schriftsteller hat er mit seinem behutsam-strengen Rat vorwärtsgebracht, viele junge Menschen, welche sich zum Dichten berufen glaubten, hat er vor lebenslangem Dilettantentum bewahrt, indem er ihnen unmißverständlich nahelegte, überhaupt von diesem gefährlichen Metier zu lassen. Ficker selber freilich hat, seit ihm das Geistesunternehmen des »Brenner« über den Kopf und zugleich ans Herz gewachsen war, im

wesentlichen nur mehr Vor- und Nachworte zu einzelnen Folgen veröffentlicht. Eine Ausnahme bildet nur sein Brief an den Judenchristen Johannes Öesterreicher, der in dessen Zeitschrift »Die Erfüllung« 1937 erschienen ist. Dieser bildet, so will mir scheinen, auch den eigentlichen Drehpunkt für die dritte »Brenner«-Phase, in der die 1934 begonnene Konversion einer ganzen Zeitschrift in der Vorahnung eines zweiten, noch größeren Unheils, als es der Erste Weltkrieg und die nachfolgenden Umstürze waren, sich vollendet hat. Dennoch wird auch Ficker selber als großer Schriftsteller, als Brief-Schriftsteller in die Literatur eingehen; denn jede »Brenner«-Folge war Ergebnis und sichtbarer Ausdruck vieler geschriebener Gespräche. Dieser Entbinder von Begabungen verfügte über ein höchst empfindliches inneres Gehör. Er schrieb seine Briefe weder spontan noch impulsiv. Seine großen Briefe, yerkleidete Abhandlungen, meist für einen einzigen Empfänger und Leser bestimmt, wurden tagelang entworfen, sorgfältig komponiert und meist mehrfach umgearbeitet, ehe sie abgesandt wurden. Fickers Briefe stellen nicht bloß die Begleitmusik zu seiner Tätigkeit als Herausgeber des »Brenner« dar, sie sind darüber hinaus seine noch nicht fertig ans Licht gehobene persönliche Hinterlassenschaft. Dies aber war die Geisteshaltung, von der seine vielen Briefe⁴ – der Kreis der Adressaten reichte weit über den »Brenner« und die eigene Familie hinaus – bered Zeugnis ablegen: ». . . Was mir bei allen Brenner-Mitarbeitern wichtig und von wesentlicher Bedeutung war, ist bei aller Verschiedenheit der Denkweise und intellektuellen Fähigkeiten der Existenz-Einsatz, der jedem ihrer Sätze das Rückgrat gab.« Inhaltlich gesehen, wird vor allem aus Fickers Briefen an »Brenner«-Autoren neues Licht auf den Weg dieser »Zeitschrift« fallen, auf den Weg eines über Jahrzehnte hinweg im Geiste Ferdinand Ebners geführten Dialogs, in dem schließlich keinem der Mitarbeiter und Leser die Entscheidung für oder gegen die Gestalt Christi, für oder gegen die Kirche selber erspart geblieben ist.

4 Die Ausgabe der Briefe Fickers ist auf zwei Bände und einen Kommentarband angelegt. Sie wird 430 Briefe des Autors und ebenso viele Gegenbriefe von 391 Briefpartnern umfassen.

Ein Letztes, das die Gespräche und Briefe Fickers selber, aber auch den »Brenner« im ganzen kennzeichnet, muß gesagt werden: sein existentielles Gefühl für die Unwiederholbarkeit des jeweiligen »Augenblicks«, für die mögliche Entscheidungssträchtigkeit jeder Form menschlicher Begegnung. Ficker, der bis an sein Lebensende ein unenttäuschbar Hoffender geblieben ist, war sich immer bewußt, daß jedes Gespräch, jeder Brief, jeder Beitrag im »Brenner« im Hinblick auf den »Neuen Himmel« und auf die »Neue Erde« zur rechten »Zeit und Stunde« werden kann, wenn nur wir Menschen der Du-Erfahrung Raum zu geben vermögen.

Ignaz Zangerle

ERNESTO CARDENAL, PROPHET DES FRIEDENS UND CHARISMATIKER? – Die Verleihung des Friedenspreises des deutschen Buchhandels 1980 hat keineswegs ungeteilte Zustimmung erfahren. In erkennbarer Proportion zur geistigen Kräfteverteilung in unserem Lande gab es auch scharfe Kritik. Auffallend war aber gerade auch die Unsicherheit und Hilflosigkeit, Kriterien zu finden, um dem wohl zu differenzierenden Sachverhalt des Solentiname Ernesto Cardenals gerecht zu werden. Cardenal ist ein Sonderfall von »Theologie der Befreiung«, und wer ist hier kompetent, wenn nicht derjenige, der die Verhältnisse in Nicaragua aus eigener Anschauung kennt.

Trotzdem gibt es in Westdeutschland ein lebendiges Interesse an Solentiname als gesellschaftlichem Experiment, in dem nach vielen mißlungenen Versuchen nun vielleicht doch so etwas wie Sozialismus glücken könnte, gar ein »Sozialismus mit menschlichem Gesicht«, gar unter eindeutig christlichem Vorzeichen. Parallelen in der eigenen Geschichte stellen sich ein: Hitler-Deutschland entspricht der Unfreiheit im Somoza-Regime. Und die »gewaltlose Revolution« der Sandinos entspricht der Etablierung eines demokratischen Deutschlands nach 1945. Gegen eine solche Sicht sind jedoch eine Reihe Einwendungen zu machen. Hitler ist in Deutschland nach streng demokratischen Regeln an die Macht gekommen, und die überwiegende Mehrheit des Volkes stand auch noch zu ihm, als sich alles dem schrecklichen Ende entgegenentwickelte. Das ganze Volk mußte

sich einem Prozeß tiefgreifenden Umdenkens unterziehen, bis sich bei uns ein demokratisches System entfalten konnte, dessen wichtigster Zug der Pluralismus der Kräfte nach der Analogie der angelsächsischen Demokratien war. Ganz anders im Umsturz in Nicaragua, wo in einem Handstreich von einer kleinen Gruppe das Somoza-Regime gestürzt wurde, um gleich darauf eine Einparteien-Herrschaft aufzurichten, die von einer Freigabe der Regierung an das Volk auf dem Wege freier Wahlen weit entfernt ist. Nicaragua hatte eine »Kulturrevolution«, die im wesentlichen von Cardenal und seinem Freundeskreis in Solentiname den Ausgang nahm. Von welcher Art der geistige Nährboden dieser Revolution ist, geben die frühen Schriften Cardenals deutlich Zeugnis. Recht instruktiv ist die Dokumentation »Das Evangelium der Bauern von Solentiname«. ¹

Wenn in der Diskussion um Ernesto immer wieder betont wird, wir hier im »verbürgerlichten« und dem »Kapitalismus« hörigen Westdeutschland könnten im letzten nicht beurteilen, was in Nicaragua, gewissermaßen »an der Front«, vor sich gehe – wie kommt es dann, daß es aus gleicher Richtung wenig Kompetenzprobleme gibt, die Situation in Südafrika oder Chile zu bedenken? Es ist unbestreitbar, daß es eben Interessen im Kontext der eigenen Gesellschaftswirklichkeit sind, die bestimmte Systeme im Ausland in die Hölle verdammen, um dann andere um so intensiver in den Himmel zu erheben. Himmel- und Höllenfahrt, made in Germany, – solche Interessen gilt es zu beleuchten! Wie Chile und Südafrika hierzulande zu Reizworten geworden sind, die gelinde Erdbeben auszulösen vermögen, so kann Ernesto Cardenal als die teuerste Symbolfigur gelten, die zur Zeit in westdeutscher Kirchenpolitik gehandelt wird. Die uns leitende Frage muß also sein: Wer ist dieser Ernesto, der bei uns so beredte Fürsprecher auf allen Ebenen der kirchlichen Landschaft findet? Und wer sind die Gläubigen, die voll Hoffnung auf die neu gehißte Flagge Schwarz-Rot schauen? Wer die Rede Ernestos in Frankfurt im Oktober 1980 aufmerksam liest, ist bald belehrt, daß die angesprochenen Zusammenhänge nicht

1 Bde. 1-4, Gütersloh.